GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Frauen im Alter – Vorurteile und Fakten

Perrig-Chiello, Pasqualina

2005

https://doi.org/10.25595/4158

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Perrig-Chiello, Pasqualina: *Frauen im Alter – Vorurteile und Fakten*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 11 (2005) Nr: 1, 199–215. DOI: https://doi.org/10.25595/4158.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Pasqualina Perrig-Chiello

Frauen im Alter – Vorurteile und Fakten

1. Das Alter ist weiblich – wen kümmert's? Die gesellschaftlichen Prämissen

Alte Frauen sind in unserer Gesellschaft omnipräsent – trotzdem sind alte Frauen in der Wissenschaft und im öffentlichen Diskurs nach wie vor eine marginale Erscheinung. Selbst die *Gender Studies* haben bisher das Thema ‚alte Frauen' stark vernachlässigt. Im Aktionsplan der Weltfrauenkonferenz in Beijing wird beispielsweise dieses Thema nirgends angesprochen. Nur indirekt wird auf Frauen im Alter Bezug genommen, z.B. in Themenbereichen wie Wirtschaft, Gesundheit oder Armut. Aus Gleichstellungssicht gibt es zudem keine Maßnahmen, welche sich spezifisch auf alte Frauen beziehen. Dies steht indes in krassem Widerspruch zur Bedeutung, die dem Thema aufgrund der demografischen Verschiebungen der letzten Jahrzehnte zukommen sollte: Die Lebenserwartung der Frauen, in den letzten 100 Jahren von durchschnittlich 48 Jahren auf gegenwärtig gut 82,5 Jahre gestiegen, ist wesentlich höher als diejenige von Männern. Bereits bei den 65- bis 69-Jährigen bilden die Frauen eine Mehrheit, und mit steigendem Lebensalter nimmt die so genannte ‚Feminisierung des Alters' weiter zu. Bei den über 94-Jährigen stellen Frauen die große Mehrheit von 84% dar.

Nun könnte man meinen, dass aufgrund des Gesagten zumindest in der Altersforschung Frauenfragen einen wesentlichen Bestandteil ihres disziplinären Selbstverständnisses darstellen. Dem ist aber nicht so, selbst wenn der Gerontologie keine ‚*Gender*-Blindheit' vorgeworfen werden kann. Zwar orientierte sich auch die Altersforschung, insbesondere die Geriatrie, die medizinische Altersforschung also, bis noch vor zwei Jahrzehnten an männlichen Standards. In der Folge ist jedoch eine zunehmende Bemühung erkennbar, die Kategorie ‚Geschlecht' in die Forschung mit einzubeziehen. Hierbei handelt es sich aber in erster Linie um punktuelle Nachweise von Verzerrungen und Fehlen der geschlechtsspezifischen Perspektive in verschiedenen Forschungsbereichen, jedoch nicht um eine eigentliche theoretische und methodische Auseinandersetzung mit der ‚*Gender*-Perspektive'.

Zwischenzeitlich hat sich auf diese Weise ein zwar fraktioniertes, aber dennoch beachtliches Forschungsvolumen gesammelt. Das Schicksal dieses Wissens ist indes, dass es weder von der Stammdisziplin, also von der Altersforschung, noch von den *Gender Studies* sonderlich wahrgenommen und integriert wird.

Als Zwischenfazit kann somit festgehalten werden: Obwohl die ‚Feminisierung des Alters' eine demografische und gesellschaftliche Tatsache ist, sind alte Frauen nach wie vor kaum ein Thema, weder in massenmedialer, kultureller noch in wissenschaftlicher Hinsicht – und wenn doch, dann schwingt meistens ein negativer Grundtenor mit. Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung weisen deutlich darauf hin, dass die heutige Gesellschaft in vielerlei Hinsicht die Langlebigkeit moderner Menschen ganz generell – nicht nur diejenige der Frauen – noch nicht bewältigt hat. So besteht in westlichen, industrialisierten Ländern keine Kultur, die sich positiv auf alte Menschen bezieht. Dies zeigt sich in den auffallend widersprüchlichen Kombinationen von nebulösen negativen und positiven Vorstellungen vom Alter, welche sowohl von Jungen wie von Alten geteilt werden. Darin spiegelt sich die existenzielle Ambivalenz gegenüber einer Lebensphase wider, die neben Entwicklungschancen unabdingbar vermehrt Risiken, Einschränkungen und Verluste mit sich bringt. Aber trotz der Bestrebungen der modernen Altersforschung, diese doch vorwiegend negativen, defizitären Vorstellungen vom Alter in Frage zu stellen und durch Modelle ‚erfolgreichen Alterns' zu ersetzen, herrschen im Alltagsverständnis nach wie vor vorwiegend negative Verallgemeinerungen vor, allenfalls gepaart mit hochstilisierten positiven Einzelfällen. Was aus der einschlägigen Forschung klar hervorgeht, ist, dass diese stereotypen, negativen Vorurteile, so genannte, *‚Ageismen'*, Frauen weit mehr treffen als Männer. In diesem Beitrag sollen empirische Fakten zu zentralen Lebensthemen der ‚alten Frau' zusammengetragen und gängigen Vorurteilen gegenüber gestellt werden. Es sind dies:

- die längere Lebenserwartung und deren Folgen
- Körperlichkeit und Altersidentität
- Persönlichkeitsentwicklung im Alter
- die kognitive Leistungsfähigkeit und Kreativität

2. Die längere Lebenserwartung der Frauen und deren Folgen

Das universelle Phänomen der ‚Feminisierung der Gesellschaft' mit zunehmendem Alter ist auf die eingangs erwähnte längere Lebenserwartung von Frauen zurück zu führen. Selbst wenn man bislang keine schlüssige Erklärung hierfür hat, geht man davon aus, dass wir es hier mit einem multikausalen Phänomen zu tun haben. So werden für die Erklärung der unterschiedlichen Sterberaten von Frauen und Männern, neben biologischen, vor allem verhaltensbezogene Faktoren verantwortlich gemacht – und gerade letztere wären auch für die Geschlechterforschung interessant, denn sie sind das Ergebnis geschlechtsspezifischer Sozialisation.

Aus der Forschung wissen wir, dass dem geschlechtstypischen Risikovermeidungsverhalten eine wichtige Rolle für die Erklärung der längeren Lebenserwar-

tung zukommt. Es entspricht der traditionellen Rollenerwartung, dass risikoreiches Verhalten von Frauen eher gemieden wird. Männer sind aggressiven Umwelten vermehrt ausgesetzt und suchen dieselben eher auf als Frauen (z.B. Arbeitsplatz, Freizeit), zudem greifen sie eher zu offen-aggressiven Problemlösungen mit tödlichem Ausgang (Streit, Krieg, Selbstmord) als Frauen dies tun. Dieses Phänomen ist bereits im Kindesalter beobachtbar und zieht sich weiter bis ins hohe Alter. Analog dazu konstatieren wir bei Frauen ein ausgeprägteres Krankheitsvermeidungsverhalten. Frauen meiden vermehrt – nicht zuletzt aufgrund ihrer Sozialisation – harte Drogen, starkes Trinken und Rauchen sowie risikoreiches Sexualverhalten. Männer haben indes ein weit weniger ausgeprägtes Gesundheitsbewusstsein. Im Vergleich zu Frauen schlafen sie in der Regel weniger als sechs Stunden pro Tag, frühstücken eher nicht, sind eher übergewichtig, essen eintöniger und sind weniger informiert über den Zusammenhang zwischen Ernährung und Gesundheit. Zudem unterscheiden sich Frauen von den Männern mit signifikant höheren Einnahmen von Vitaminen und Mineralsupplementen.[1]

Paradoxerweise weisen jedoch die Frauen – trotz dieses erhöhten Engagements in ihre Gesundheit – bereits ab dem mittleren Erwachsenenalter eine erhöhte Morbiditätsrate sowie vermehrte chronische Behinderungen und Pflegebedürftigkeit auf. Eine mögliche Erklärung ist die, dass die zusätzlichen Lebensjahre der Frau verbunden sind mit erhöhten Risikofaktoren (Anstieg der Multimorbidität als Folge des höheren Alters, demenzielle Erkrankungen treten beispielsweise hauptsächlich erst ab dem 80. Lebensjahr auf). Frauen wären demnach nicht einfach aufgrund ihres Geschlechtes häufiger krank, sondern sie sind dies, da sie länger leben. Und – wiederum weil Frauen durchschnittlich länger leben – trifft sie eine erhöhte Inzidenz negativer Lebensereignisse wie Verwitwung, Verlust lieber Mitmenschen weit stärker als Männer.[2]

Ein weiterer Grund berücksichtigt die unterschiedlichen Lebenswelten und beruflichen Biografien der Frauen. Bisherige Forschungsergebnisse, wonach Frauen in unserer Gesellschaft zwar eine höhere Lebenserwartung, dafür aber eine signifikant größere Morbiditätsrate aufweisen als Männer, basieren weitgehend auf ‚homogenen nicht-berufsorientierten' Frauenstichproben. Ausgehend von empirischen Befunden, nach denen die Berufsorientierung und multiple Rollen bei Frauen mit besseren Befindlichkeitsmaßen einhergehen, wurde in der Basler Interdisziplinären Altersstudie (IDA-Studie) der Frage nachgegangen, inwiefern sich diese Effekte auch bei pensionierten, ehemals berufsorientierten Frauen nachweisen lassen.[3] Im Rahmen dieser Studie wurde eine Gruppe pensionierter Frauen (N = 133, Durchschnittsalter: 72,61 Jahre) zu diesem Zwecke einer vergleichbaren altersparallelisierten Männergruppe (N = 309) gegenübergestellt (es handelte sich bei Männern und Frauen um ehemalige Chemieangestellte und Arbeiter). Es sei hier vorausgeschickt, dass 63 % der Frauen dieser Stichprobe unverheiratet und kinderlos waren. Den Ergebnissen zufolge unterscheidet sich diese Seniorinnengruppe nicht signifikant von ihren ehemaligen männlichen Arbeitskollegen bezüglich objektiver und subjektiver Gesundheit und funktioneller Autonomie. Dasselbe lässt sich auch vom Gesundheitsverhalten sagen: Die IDA-Frauen haben weder einen erhöhten Medikamentenkonsum, noch betätigen sie sich weniger körperlich, noch weisen sie mehr Arztkonsultationen auf. Sie unter-

scheiden sich jedoch auch nicht hinsichtlich der Anfälligkeit bzw. der Vermeidung von Risikofaktoren wie z.B. Rauchen oder Vitaminsupplementierung. In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, ob sich diese Frauen schlussendlich nicht nur hinsichtlich der Morbiditätsrate, sondern auch in Bezug auf die Mortalitätsrate nicht von den Männern unterscheiden – oder mit anderen Worten: Sterben möglicherweise diese Frauen früher als die durchschnittliche Frauenpopulation? Antwort auf diese Frage erhalten wir durch Extrapolationen aus der Mortalitätsstatistik dieser Studie. Aus dieser Sterbestatistik, welche seit 1965 alle Sterbefälle lückenlos erfasst, geht hervor, dass die Mortalitätsrate der Männer deutlich höher ist (22 %) als die der Frauen (9,2 %). Die Mortalitätsrate der IDA-Frauen entspricht somit derjenigen der durchschnittlichen Frauenpopulation – m.a.W. die IDA-Frauen haben dieselbe Lebenserwartung wie alle anderen alten Frauen auch.[4]

Diese Forschungsergebnisse sind somit ein klarer Beweis, dass die Geschlechtsvariable als alleinige differenzielle Variable nicht ausreicht. Die Notwendigkeit des zusätzlichen Einbezugs sozio-biografischer Variablen bei der empirischen Untersuchung des Phänomens ‚Alter, Geschlecht und Gesundheit' erscheint somit unausweichlich.

3. Körperlichkeit und Altersidentität

In einer Gesellschaft, in der ‚Anti-Ageing' zu einem allgegenwärtigen Schlagwort geworden ist, verwundert es nicht, dass alte Leute sich nicht ohne weiteres als ‚alt' bezeichnen lassen wollen bzw. angeben, sich nicht als solche fühlen.[5] Ein interessantes Phänomen ist die Tatsache, dass die Definition von ‚jung' und ‚alt' je nach Alter der Definierenden variiert. Laut Befragungen junger Leute zwischen 14 und 24 Jahren, die in der Schweiz und in Österreich durchgeführt wurden, beginnt ‚das Alter' Anfang 60. Stellt man dieselbe Frage den Betroffenen selbst (also Leuten ab 60 aufwärts) so rückt die Grenze des ‚Alt-Seins' mit zunehmendem Alter stets nach oben.[6] Seccombe und Ishii-Kuntz sprechen in diesem Zusammenhang vom Phänomen der „tendency to extend the aging boundary as themselves approach it".[7] Ein Phänomen also, das aus dem Alltag so gut bekannt ist. Fragt man die Leute ganz konkret danach, wie alt sie sich ‚fühlen', so kann man ebenfalls mit großer Gesetzmäßigkeit feststellen, dass mit zunehmendem chronologischem Alter auch die Differenz zwischen subjektiv empfundenem Alter und dem effektiven Alter immer größer wird. Zur Illustration sollen hier wiederum Daten aus der bereits erwähnten Basler Interdisziplinären Altersstudie herbeigezogen werden. 338 Personen im Alter von 65 bis 95 Jahren (233 Männer und 105 Frauen) wurden in einem Interview gefragt, wie alt sie sich fühlen. Die Ergebnisse zeigen einen signifikanten Alterseffekt: Je älter die Leute sind, desto mehr haben sie die Tendenz, sich jünger zu schätzen. Daneben ist ein bedeutsamer Unterschied bei der Selbsteinschätzung von Frauen und Männern zu beobachten: Frauen schätzen sich bedeutsam jünger ein als Männer dies tun. Wie die Resultate einer anderen Studie zeigen, beginnt dieser Prozess offenbar bereits im mittleren Lebensalter.[8] In dieser Studie wurden 269 Frauen und Männer mittleren Alters (Durchschnittsalter = 47,1 Jahre) gefragt,

wann ihrer Ansicht nach ‚das Alter' anfängt. Frauen antizipieren den Übergang zum Altsein bedeutsam später als Männer (Frauen = 76 Jahre; Männer = 72 Jahre). Dies steht allerdings in eklatantem Widerspruch zur Fremdeinschätzung: Wie in verschiedenen Studien nachgewiesen wurde, schätzen sowohl junge Männer und Frauen als auch alte Männer Frauen viel früher als alt ein, als sie selber es tun. Dies trifft für alte Männer weit weniger zu.[9] Warum werden Frauen früher als alt wahrgenommen als sie selber es tun und warum schieben Frauen das subjektive Alterslimit so stark nach oben? Hierfür gibt es mindestens zwei mögliche Erklärungen:

1. Die in Wissenschaft und Alltag zumeist vorherrschende biologistische Sichtweise setzt das Ende der Gebärfähigkeit als den Beginn des Alters für Frauen. In medizinischen Büchern wird das Älterwerden für Frauen häufig immer noch als eine bedauernswerte, defizitäre Erfahrung dargestellt. Ganz im Gegensatz zum Manne wird das Ende der Fruchtbarkeit dabei oft mit dem Ende der Geschlechtlichkeit und der Attraktivität gleichgesetzt. Dieselben äußeren Erscheinungsformen des Älterwerdens (Falten, graue Haare, Gewichtszu- oder -abnahme) werden je nach Geschlecht des Beobachteten mit verschiedenen Maßstäben bewertet und attribuiert („double standard of aging").[10]

2. Die Position der ‚alten Frau', bzw. der Respekt, der ihr entgegengebracht wird, variiert je nach sozialem, ökonomischem und kulturellem Kontext. In unserer Gesellschaft haben alte Frauen einen niedrigen Status und nachgewiesenermaßen einen weit niedrigeren als alte Männer – und dies hat Tradition. Wie verschiedene wissenschaftliche Bestandsaufnahmen zeigen, sind alte Frauen seit alters her und in vielen Kulturen zumeist der Missachtung und dem Gespött durch ihre Umwelt ausgesetzt gewesen. Aber auch im volkstümlichen Allgemeinwissen wurde die ‚alte Frau' häufig assoziiert mit ‚hässlich' und ‚unglücksbringend'.[11] Wie eingangs erwähnt, orientierte sich die sozialwissenschaftliche und medizinische Forschung bei der Untersuchung menschlichen Alterns bis in die 80er Jahre dieses Jahrhunderts an männlichen Standards. Wenn alte Frauen überhaupt erwähnt wurden, dann meist unter äußerst negativen Vorzeichen. In einem viel beachteten 600 Seiten starken Buch „Geschlecht und Charakter"[12] illustriert der Philosophieprofessor Otto Weininger in den paar Zeilen, die er alten Frauen widmet, aufs Beste, wie absolut wertlos diese angesehen wurden. Eine Frau ist seiner Ansicht nach ein hohles Gefäß, das in jungen Jahren mit der Liebe des Mannes gefüllt wird und deshalb in Schönheit erstrahlen kann. Fällt mit dem Alter (sprich mit dem Wegfallen der Fruchtbarkeit und Geschlechtlichkeit) die Liebe weg, so zerfällt auch die Schönheit und das Gefäß wird wieder hohl und wertlos. Diese misogynen Ansichten untermauert Weininger mit großem Aufwand anhand von Zitaten berühmter Männer beginnend bei Aristoteles, um schließlich bei Schopenhauer zu enden.[13] Wen wundert es, dass – aufgrund so lang tradierter negativer Vorbehalte alten Frauen gegenüber – selbst starke und erfolgreiche Frauen wie Simone de Beauvoir etliche Mühe mit dem eigenen Älterwerden hatten?

> „Eines Tages habe ich mir gesagt ‚Ich bin 40 Jahre alt'. Als ich mich von diesem Staunen erholt hatte, war ich 50. Die Betroffenheit, die mich damals überfiel, hat sich nicht gegeben... Ich begreife die Castiglione, die alle Spiegel zerschlagen hat... Ich hasse mein Spiegelbild: über den Augen die Mütze, unterhalb der Augen die Säcke... Ich aber sehe meinen früheren Kopf, den eine Seuche befallen hat, von der ich nie mehr genesen werde."[14]

4. Persönlichkeitsentwicklung und Geschlecht im Alter

Aber nicht nur bezüglich der Körperlichkeit, sondern auch was die Persönlichkeitsentwicklung im Alter anbelangt, wird in unserer Gesellschaft üblicherweise auf eine Reihe von Vorurteilen zurückgegriffen. Beachtlich an der Charakterisierung ‚des Alters' fällt das durchgängig defizitäre Bild auf, welches von Jungen wie von Alten geteilt wird. Wer also in unserer Gesellschaft als ‚alt' bezeichnet wird, kann mit standardisierten Erwartungen ihm/ihr gegenüber quer durch alle Altersgruppen rechnen. In einer Untersuchung stuften Erwachsene mittleren Alters alte Menschen als weit konservativer, komplizierter, schwächer und passiver ein als sich selbst.[15] Alte Leute teilen diese Ansichten, sofern sie sich auf die ‚anderen Alten' beziehen, jedoch nicht für sich persönlich: Sie selber charakterisieren sich beispielsweise als weniger passiv, weniger kompliziert etc. als ihre Altersgenossen. In zahlreichen psychiatrischen Lehrbüchern werden als häufigste Anzeichen ‚normalen Alterns' folgende Symptome genannt: Verschärfung (je nach Lehrbuch ‚Karikierung') von Charakterzügen (sparsam wird zu geizig, habgierig; vorsichtig zu misstrauisch, paranoid), gedankliche und affektive Umstellungsschwäche, Festhalten am Gewohnten sowie Egozentrizität.[16] Treffen diese stereotypen, wenig differenzierenden, negativen Erwartungen Frauen und Männer gleich? Lassen sich alte Frauen anders charakterisieren bzw. charakterisieren sich alte Frauen anders als alte Männer? Auf der Suche nach Antworten auf diese Frage zeigt sich oft, dass die erwähnte Reserviertheit gegenüber ‚Alten' in unverhohlene Feindseligkeit bzw. tiefes Bedauern gegenüber alten Frauen umschlägt. Viele psychoanalytisch inspirierte Autoren attestieren beispielsweise alten Frauen eine Regression auf analerotischem Niveau. Zur Illustration ein Zitat von Freud:

> „Es ist bekannt, dass die Frauen häufig, nachdem sie ihre Genitalfunktionen aufgegeben haben, ihren Charakter in eigentümlicher Weise verändern. Sie werden zänkisch, quälerisch und rechthaberisch, kleinlich und geizig, zeigen also typische sadistische Züge, die ihnen vorher nicht eigen waren..."[17]

Unverheiratete Frauen kommen bei Weininger gar noch weit schlechter weg:

> „Die alte Jungfer ist eben das Weib, dem der Mann, der sie schafft, nicht mehr begegnet; ... das alte Weib ist umso böser, je mehr alte Jungfer es ist".[18]

Das Bild der alten Frau ist häufig assoziiert mit der Thematik von Macht und Kontrolle. Fooken zufolge könnten diese misogynen und aggressiven Einstellungen als Resultat eines ambivalenten Gefühls (Angst und Bewunderung) gegenüber

einer unheimlichen Macht alter Frauen interpretiert werden.[19] Die Position der alten Frau als Hüterin und Vermittlerin eines spezifischen, zumeist volksmedizinischen Wissens, – als Hexen, Prophetinnen, Sibyllen, Kupplerinnen, Hebammen, etc. – war seit je her eine gefährdete. Obwohl die moderne Altersforschung solche übergeneralisierenden Aussagen weitgehend überwunden hat, ist die Untersuchung geschlechtstypischer Persönlichkeitsentwicklung doch noch recht rudimentär. Obschon C.G. Jung bereits 1931 plädierte, dass es im Alter zu einer Konvergenz der Geschlechtsrollen, bei vielen gar zu einer eigentlichen Rollenumkehrung (zu einem sog. „*cross-over*“) komme,[20] blieb die entsprechende empirische Erforschung noch lange ein Desiderat. Erste empirische Befunde wurden von Neugarten und Gutmann berichtet.[21] Demnach wird der ‚alte Mann‘ beschrieben als jemand, der seine Abhängigkeits- und Versorgungsbedürfnisse akzeptiert hat und die ‚alte Frau‘ als jene, die ihre egozentrischen, durchsetzungswilligen und aggressiven Impulse endlich realisiert. Gutmann postuliert eine strukturelle Feminisierung des alten Mannes aufgrund des Verlustes seiner Erwerbsposition.[22] Es entspreche der veränderten Lebenslage (Befreiung von aktiven Leistungszwängen), dass alte Männer in verschiedenen Persönlichkeitsdimensionen verweiblichen. Der Feminisierung des alten Mannes stünde die Maskulinisierung der alten Frau gegenüber. Diese äußere sich nicht bloß in vermehrt männlichen Verhaltensweisen (aggressives, hartnäckiges, durchsetzendes Auftreten), sondern auch in ihrer Erscheinung (tiefere Stimme, Oberlippenbart, dünnerer Haarwuchs). Im Rahmen der bereits erwähnten Basler Interdisziplinären Altersstudie wurden längsschnittliche Veränderungen der Selbsteinschätzung von Persönlichkeitsmerkmalen von Frauen und Männern untersucht.[23] Die erste Erhebung erfolgte 1971 anhand des Freiburger-Persönlichkeits-Inventars, die zweite 24 Jahre später, 1995 also. Beim ersten Messzeitpunkt waren die Leute im Schnitt 50-jährig, beim 2. Messzeitpunkt im Schnitt 74-jährig. Es sei hier vorausgeschickt, dass 63 % der Frauen unserer Stichprobe unverheiratet und kinderlos sind – Frauen also, über die wir aus der Forschung noch weniger wissen als von ‚alten Frauen‘ generell, und welche besonders von negativen Altersbildern betroffen sind.[24] Die longitudinalen Ergebnisse, welche durch die quersequenziellen bestätigt wurden, ergaben ein äußerst interessantes Veränderungsprofil, welches in Widerspruch steht zu den meisten bisherigen Annahmen zur Persönlichkeitsentwicklung von Frauen und Männern in der mittleren und höheren Lebensphase:

Persönlichkeitsentwicklung vom mittleren zum höheren Lebensalter. Verglichen mit 1971 zeigten die IDA-Frauen im Alter (1995) signifikant weniger körperliche Beschwerden, waren weniger irritierbar, weniger gehemmt, weniger depressiv, weniger neurotisch und sie zeigten – und dies allein steht in Einklang mit bisherigen wissenschaftlichen und Alltags-Annahmen – signifikant höhere Werte hinsichtlich der reaktiven Aggressivität (höheres Dominanzstreben). Bei den Männern jedoch wurde nicht etwa eine Abnahme des Dominanzstrebens beobachtet, sondern – wie bei den Frauen – eine signifikante Zunahme. Bei den anderen Persönlichkeitsdimensionen zeigen die Männer keine bedeutsamen Veränderungen.

Geschlechtsspezifische Unterschiede im mittleren und höheren Lebensalter. Die Resultate zeigen keineswegs eine geschlechtsspezifische Rollenumkehrung sensu Jung oder Gutmann (Feminisierung des Mannes, Maskulinisierung der Frau). In unserer Stichprobe finden wir im Alter dieselben geschlechtsspezifischen Unterschiede vor wie im mittleren Lebensalter: Frauen zeichnen sich aus durch signifikant tiefere Werte in der spontanen wie in der reaktiven Aggressivität als die Männer und sie sind nach wie vor weniger gelassen.

5. Die kognitive Leistungsfähigkeit

Alter wird in unserer Gesellschaft nicht bloß assoziiert mit dem Verlust körperlicher Schönheit und Leistungsfähigkeit sowie mit negativen Persönlichkeitseigenschaften, sondern – und vor allem auch – mit dem Verlust kognitiver Kapazität. Wie reliable Untersuchungsergebnisse zeigen, wird von jungen Erwachsenen ein genereller Gedächtnisabbau im Alter antizipiert und mit geradezu schicksalhafter Ergebenheit erwartet.[25] Fragt man die alten Leute selber, so wird diese negative Einschätzung stark relativiert. Wie in der eben erwähnten IDA-Studie nachgewiesen werden konnte, sind immerhin 40% der 65- bis 70-Jährigen der Meinung, ihr Gedächtnis sei im Laufe der Jahre keineswegs schlechter geworden (bei den über 80-Jährigen sind es immerhin noch 1/4, die dies von sich behaupten). Dieses vorwiegend positive Selbstbild der alten Leute steht in klarem Widerspruch zu ihrem eigenen Fremdbild über Gleichaltrige: Auf die Frage nämlich, wie sie die eigene Gedächtniskapazität im Vergleich zu Gleichaltrigen einschätzen würden, antworteten 61% der 65-Jährigen, die eigene Gedächtnisleistung sei besser als diejenige von Gleichaltrigen. Je älter die Leute werden, desto prononcierter wird dieser Effekt.[26] Dieses positive Selbstbild trifft indes nicht für Männer und Frauen gleichermaßen zu. Erste Untersuchungen zu dieser Thematik ergaben, dass alte Frauen ängstlicher, zurückhaltender und bescheidener sind in der Beurteilung der eigenen kognitiven Kompetenz: Ältere Männer zeigen eine optimistischere Selbsteinschätzung als Frauen, obwohl sie sich in den objektiven Leistungen nicht signifikant von den Frauen unterscheiden.[27] Woher rührt dieses positive Selbstbild, welches alte Leute – vor allem alte Männer – von ihrer kognitiven Kompetenz haben? Wie erklärt sich die große Divergenz zwischen diesem so positiven Selbstbild und dem negativen Fremdbild? Um es vorweg zu nehmen: Dieses negative Fremdbild basiert auf der Alltagserfahrung, dass allgemein die kognitive Leistungsfähigkeit mit zunehmendem Alter abnimmt. Wissenschaftliche Arbeiten der letzten Dekaden haben diese Annahme differenziert und untermauert: So weist nicht bloß – wie anfänglich angenommen – die fluide sondern auch die kristalline Intelligenz alterskorrelierte Einbußen auf.[28] Wenn es nach Banduras *self-efficacy*-Theorie[29] gehen würde, wonach selbstbezogene Kompetenzurteile soziale Konstruktionen sind, müssten alte Leute im Lauf der Jahre ein zunehmend geringeres Selbstwertgefühl entwickeln. Dem ist – wie eben dargelegt wurde – in keiner Weise so: Dem Großteil der alten Leute scheint es – trotz negativer Fremdbilder hinsichtlich Persönlichkeitseigenschaften und kognitiver Leistungsfähigkeit – zu gelingen, ihr gewohntes Selbstbild zu

wahren. Brandtstädter und Greve haben in diesem Zusammenhang verschiedene Grundprozesse bzw. Immunisierungsmechanismen zur Sicherung einer positiven Identität und der Bewältigung bei drohenden Selbstwertproblemen beschrieben.[30] So wird beispielsweise bei datengerichteten Immunisierungsmechanismen die bedrohliche bzw. selbstbilddiskrepante Information ausgefiltert, diskreditiert oder als irrelevant betrachtet. Darüber hinaus können auch konzeptgerichtete Immunisierungstendenzen beobachtet werden, wonach beispielsweise alte Leute ihre durchaus erahnten/perzipierten Leistungseinbußen mit ihrer großen Lebenserfahrung selbstwertdienlich abwandeln. Offenbar gelingt es aber den alten Männern besser als den alten Frauen, diese selbstwertdienlichen Mechanismen auszubilden. Die Tatsache, dass alte Frauen weniger zuversichtlich sind hinsichtlich ihrer kognitiven Leistungsfähigkeit, kann auf ihre geschlechtsspezifische Sozialisation und ihre Alltagserfahrung zurückgeführt werden. Ihre biografischen Erfahrungen erlauben es den alten Frauen nicht, kognitive Leistungssituationen als positive Herausforderung zu sehen. Aber nicht nur die geschlechtsspezifische Sozialisation wirkt sich negativ auf das kognitive Leistungsselbstbild alter Frauen aus, sondern auch die Alltagserfahrung, wie andere an sie herantreten und sie behandeln. So ist die Chance für eine alte Frau als ‚weise' bezeichnet zu werden, so gut wie nicht gegeben. Weisheit, im Alltagsverständnis eine Kombination kognitiver Fähigkeiten und emotionaler Reife, wird – wie verschiedene Untersuchungen gezeigt haben – von Alten und Jungen, von Frauen und Männern, zwar mit dem Alter assoziiert, aber vorab mit dem ‚männlichen Alter'.[31] Wie Orwoll und Perlmutter nachweisen, sind Vorstellungen darüber, wer als ‚weise' bezeichnet wird und wer nicht, stark sozialen Stereotypen unterworfen.[32] Es erstaunt also nicht, dass in einer Gesellschaft, in der Frauen – bis heute noch – wenig Chancen hatten, sich schulisch, beruflich und in der öffentlichen Arbeit zu profilieren, auch nicht wahrgenommen werden, geschweige denn als ‚weise' in Aktion treten können/dürfen. Aber nicht nur im Alltagsverständnis herrscht das negative Bild weiblicher kognitiver Leistungsfähigkeit vor. Auch die Wissenschaft kann sich auf eine diesbezügliche lange Diskriminierungstradition berufen. Um einmal nicht auf den viel zitierten ‚physiologischen Schwachsinn der Frau' von Möbius zurückzugreifen, soll hier der mindestens so prominente eingangs zitierte Weininger bemüht werden:

> „Fehlt einem Wesen, wie dem Weibe, die begriffliche, so mangelt ihm deshalb notgedrungen gleichzeitig die urteilende Fähigkeit (...)"

> „(...) Es gibt kein weibliches Genie, hat nie ein solches gegeben ... und kann nie ein solches geben... Kein Weib hat wirkliches Interesse für die Wissenschaft, sie mag sich selbst und noch so viele braven Männer vorlügen."[33]

Solche ‚wissenschaftlichen' Entgleisungen sind nicht bloß Relikte längst vergangener Tage. Auch in aktuellen und renommierten Publikationsorganen kann man gelegentlich ganz offene misogyne Meinungen antreffen, die unter dem Mantel objektiver Wissenschaftlichkeit das an sich schon negative Bild der ‚alten Frau' noch perpetuieren. Als Beispiel sei hier auf einen 1995 im *Scientific American* erschienen Artikel über „The oldest old" von Thomas Perls verwiesen.[34] Gestützt

auf empirische Daten wird hier ein „*gender cross-over*“ für die über 80-Jährigen postuliert, was die kognitive Leistungsfähigkeit anbelangt. Dem Autor zufolge wären zwar Frauen bis zu diesem Alter den Männern in der objektiven kognitiven Leistungsfähigkeit äquivalent, dies würde sich mit zunehmendem Alter jedoch drastisch zuungunsten der Frauen verändern:

> „Surprisingly, as a group, men older than 90 generally have better mental functions than do their female peers. Women, it seems, tend to live with their dementia rather than to die from it. In consequence, very old females on average retain less of their mental abilities than do men of the same age.“[35]

Die vom Autor vorgelegten empirischen Resultate scheinen diese Aussage vollumfänglich zu unterstützen. Dies ist aber nur die halbe Wahrheit. Was im Artikel wohlweislich verschwiegen wird, ist die Größe der Stichprobe sowie die Streuungsmasse. Aus demografischen Untersuchungen ist nämlich bekannt, dass das Verhältnis Mann-Frau bei den über 90-Jährigen in der Schweiz beispielsweise 1: 8 beträgt (eine Beobachtung, die auf die meisten industrialisierten Länder zutrifft). In Anbetracht dieser Tatsache, relativiert sich natürlich unser Erstaunen über die berichteten Daten: Bei den Männern über 90 handelt es sich bekanntlich um eine hochselektive Gruppe (*selective survival group*), bei den Frauen hingegen haben wir eine große Durchmischung mit hohen Streumassen.

6. Kreativität und Geschlecht

In der Literatur finden sich äußerst eindrückliche Berichte darüber, wie man(n) bis ins hohe Alter kreativ sein kann. Die Ehrengalerie reicht von Michelangelo bis Picasso und Rubinstein. Dass darunter keine Frauen vorzufinden sind, mag nach all dem Gesagten wohl kaum mehr erstaunen. Eine Sichtung der Literatur zeigt, dass auch was die Kreativität anbelangt alte Frauen von negativen Stereotypisierungen betroffen sind. Es scheint sich hier ein alttradiertes, stereotypisiertes und eindimensionales Wissen über die Art und Weise, wie Männer und Frauen kreativ sind, durchgesetzt und erhalten zu haben: Bei Männern können wir eine ‚freie Form‘ der Kreativität beobachten, die alles Organismische transzendiert, demnach wären diese in spiritueller und überlegener Weise kreativ. Frauen hingegen wären bloß in materieller Hinsicht kreativ (Frauen sozusagen als Sklavinnen ihrer biologischen Funktion) – Kreativität wäre bei ihnen aufs ‚Kinderkriegen‘ reduziert.[36] Aufgrund ihrer Sozialisation waren die heute alten Frauen für die handfesten, bodenständigen Aktivitäten zuständig (Kinder und Haushalt) – Männer jedoch für die großen kreativen Würfe in Kunst, Architektur, Wissenschaft, etc. Als Illustration sei hier Bertrand Russel (welcher in der Literatur mit Vorliebe als Prototyp eines kreativen Alten gehandelt wird) zitiert:

> „Die denkbar befriedigendste Arbeit besitzt indes eine weitere Eigenschaft, die als Glücksquelle noch wichtiger ist als die Ausübung geistiger oder manueller Fertigkeit: die Möglichkeit, etwas aufzubauen, zu kreieren. Manchmal, wenn auch keineswegs besonders häufig, schafft die Arbeit etwas, das nach ihrer

> Vollendung als Denkmal bleibt. ... Doch steht sie leider in ihren höchsten Graden nur Männern von außergewöhnlicher Befähigung offen. Politiker, Künstler, Wissenschaftler... Wenn auch der Vorteil aufbauenden Wirkens nur für eine Minderheit erreichbar sein wird, kann er doch immerhin einer ganz stattlichen Minderheit zugute kommen. Das wird ein jeder empfinden, der ... seine Arbeit für nutzbringend hält und Tüchtiges darin leistet. Auch die Erzeugung einer tauglichen Nachkommenschaft gehört zu den schwierigen aufbauenden Arbeiten und kann tiefe Befriedigung schenken. Jede Frau, die das vollbracht hat, kann fühlen, dass sie in ihren Wehen der Welt etwas Wertvolles gegeben hat, das sonst ihr fehlen würde".[37]

Es erstaunt auch hier nicht, dass bei soviel Voreingenommenheit und Stereotypisierung, Frauen, insbesondere alte Frauen, sich in Sachen Kreativität wenig zutrauen. Frauen werden aber nicht bloß als Akteurinnen im Reigen der Kreativen kaum wahrgenommen, sondern sind auch als Sujets kreativer Produkte kaum präsent: Kulturhistorische Zeugnisse zeigen – falls überhaupt vorkommend – ein recht negatives Bild der alten Frau. In der Literatur finden wir sie mit Vorliebe als alte Hexe, in den bildenden Künsten vorab als ein Wesen, das weiblicher Reize und sexueller Attraktivität verlustig wurde. So erbrachte eine Sichtung von 100.000 Bildern (Photothek Herziana in Rom), dass bloß 1% davon alte Frauen darstellten.[38] Alte Männer wurden aber mit Vorliebe als Künstler (Selbstportraits), Propheten und Könige dargestellt. Warum das so ist?

> „Über Tausende von Jahren hinweg konnten die Angehörigen des weiblichen Geschlechts von ihren naturgegebenen geistigen Fähigkeiten keinen Gebrauch machen, da die Männer mit der ihnen eigenen grösseren Körperkraft und ihrer angeblichen geistigen Überlegenheit ihnen den Zugang zu Macht und zur Kultur verwehrten."

Dieses Zitat stammt nicht aus einem feministischen Traktat, sondern aus dem Buch *Alter als Chance* der Nobelpreisträgerin für Medizin Rita Levi Montalcini.[39] Es handelt sich hierbei übrigens um die einzige Stelle, an der sich die Wissenschafterin explizit über Frauen äußert. Aber, mit welchem Wissen und mit wieviel unausgesprochenen Worten! Hierbei ist aber keine Verbitterung, sondern eine Botschaft enthalten, die aufmunternd – ja, anstiftend – ist. Hat nicht gerade sie selber die bestehenden Barrieren umgestoßen und hat mit ihrer Hartnäckigkeit Bahnbrechendes geschaffen, was mit dem Nobelpreis auch honoriert wurde?

7. Zusammenfassung

Dieser Überblick hat gezeigt, dass in unserer Gesellschaft viele negative Altersbilder vorherrschen, welche von Jungen wie von Alten gepflegt und geteilt werden. Dabei wurde klar, dass vor allem alte Frauen davon betroffen sind. Die Liste mit Forschungsergebnissen, welche die multiple Diskriminierung alter Frauen nachweisen, ließe sich beliebig weiterführen. Warum ist das so? Hierzu bieten sich mindestens zwei Erklärungen an:

1. Das negative Bild der alten Frau spiegelt die immer noch vorhandene generelle misogyne Einstellung unserer Gesellschaft wider – nur eben unverhohlen und geballt, weil bei alten Frauen moderierende Variablen wie etwa Schönheit, sexuelle Attraktivität, die aktive Mutterrolle, etc. wegfallen.[40]

2. Alte Frauen repräsentieren in unserer Gesellschaft zwar eine Mehrheit (Feminisierung des Alters), aber es ist dies eine schweigende, eine kaum sichtbare Mehrheit. Ihre weibliche Sozialisation hat sie gelehrt, dass die Öffentlichkeit ihr Platz nicht ist. Die Feministin Nett argumentierte, dass der niedrige Status der Alten darauf zurückzuführen sei, dass die Mehrheit der Alten Frauen seien (*Ageism as byproduct of Sexism*).[41] Der marginale Status sei Resultat einer Sozialisation, die den Frauen das ‚Gefallen' als Lebensaufgabe mitgegeben habe. Ganz offensichtlich hat die weibliche Sozialisation alte Frauen gelehrt, dass die Öffentlichkeit ihr Platz nicht ist. Weil sie sich nicht öffentlich profilierten/profilieren, werden sie folglich auch kaum differenziert wahrgenommen, sie wirken auf die ‚andern' als eine homogene und anonyme Gruppe. Eine Gruppe also, die eine exzellente Projektionsfläche für Ängste und Aggressionen unserer Gesellschaft bietet. Gelingt es gewissen alten Frauen zuweilen dennoch Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, dann bestätigen sie durch ihr Verhalten eben genau das, was man ohnehin schon immer von ihnen erwartet hat (eben, dass sie zänkisch, maskulin, etc. sind). Das bekannte sozialpsychologische Phänomen der ‚illusorischen Korrelation', des fälschlicherweise angenommenen Zusammenhangs zwischen zwei Variablen (‚alte Frau' und ‚zänkisch'), kommt eben nur bei Minoritäten (und seien es auch bloß Schein-Minoritäten) zustande.

Angesichts dieser Sachlage ist es schwer verständlich, dass sowohl Gerontologie als auch *Gender Studies* bislang so wenig Interesse an der Thematik der alten Frauen gezeigt haben – und warum es bis heute von beiden Seiten kaum Bemühungen gab, im Sinne eines interdisziplinären Zuganges eine gemeinsame und innovative Problemsicht zu entwickeln. Bei der Analyse möglicher Gründe für dieses Desinteresse stellt sich paradoxerweise gerade der Anspruch auf Interdisziplinarität beider Disziplinen – welche selber noch mit eigenen disziplinären Abgrenzungsproblemen fertig werden müssen – als ein wesentliches Hindernis heraus. Einerseits hat bestimmt die gegenwärtig noch fragile institutionelle Verankerung beider Disziplinen einen Austausch erschwert; ausschlaggebend scheint uns jedoch das konzeptuelle Dilemma beider Disziplinen an sich zu sein. Dieses Dilemma besteht in der Schwierigkeit, als interdisziplinäres Lehr- und Forschungsgebiet sich in dem disziplinorientierten akademischen System zu profilieren und zu verankern.[42] Dieser Sachverhalt sollte jedoch nicht etwa zu einer lähmenden Larmoyanz verleiten, sondern, ganz im Gegenteil, Anreiz bieten, diese zu Unrecht vernachlässigte Thematik interdisziplinär zu erforschen. Die Tatsache, dass das Thema zwar brisant, aber sozialpolitisch aktuell und vordringlich ist, gibt uns Anlass zu Optimismus.

Anmerkungen

1 Pasqualina Perrig-Chiello/Hannes B. Stähelin: „Frauen und Gesundheit im Alter. Objektive und subjektive Gesundheit und Gesundheitsverhalten pensionierter Arbeiterinnen und Angestellter“, in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie und –psychiatrie* 9/1996, S. 195-205.

2 François Höpflinger: *Frauen im Alter – Alter der Frauen*, Zürich 1994.

3 Detaillierte Angaben zur IDA-Studie in: Pasqualina Perrig-Chiello: *Ressourcen des Wohlbefindens im Alter*, Weinheim 1997, sowie in: Pasqualina Perrig-Chiello/Walter J. Perrig/ Hannes B. Stähelin/Eva Krebs-Rubicek/Rolf Ehrsam: „Autonomie, Wohlbefinden und Gesundheit im Alter. Eine interdisziplinäre Altersstudie (IDA)“, in *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 29/1996, S. 95-109.

4 Pasqualina Perrig-Chiello, Hannes B. Stähelin: „Frauen und Gesundheit im Alter. Objektive und subjektive Gesundheit und Gesundheitsverhalten pensionierter Arbeiterinnen und Angestellter“, in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie und –psychiatrie* 9/ 1996, S.195-205.

5 Ronald E. Goldsmith/Richard A. Heiens: “Subjective age: A test of five hypotheses”, in: *The Gerontologist* 32/1992, S. 312-317.

6 siehe Leopold Rosenmayr/Gerhard Majce/Franz Kolland: *Jahresringe – Altern gestalten*, Wien 1996; Patricia Roux/Pierre Gobet/Alain Clémence/ Francois Höpflinger: „Generationenbeziehungen und Altersbilder“, in: *NFP 32 Alter*, Frauenfeld 1996.

7 Karen Seccombe/Masako Ishii-Kuntz: “Perceptions of problems associated with aging.”, *The Gerontologist* 31/1991, S. 527.

8 Pasqualina Perrig-Chiello/François Höpflinger: *Zwischen den Generationen – Frauen und Männer im mittleren Lebensalter*, Zürich 2001.

9 Allensbacher Archiv: *Älter ist noch nicht alt*, Institut für Demoskopie, Allensbach 1988; Patricia Roux/Pierre Gobet/Alain Clémence/Francois Höpflinger: „Generationenbeziehungen und Altersbilder“, in:*NFP 32 Alter*, Frauenfeld 1996.

10 Insa Fooken: „Biographische Faktoren des Alterslebens lediger und langjährig verwitweter Frauen“, in: Ursula Lehr/ Hans Thomae (Hrsg.): *Formen seelischen Alterns*, Stuttgart 1987; Germaine Greer: *Wechseljahre*, Düsseldorf 1991 (orig. 1989).

11 Fooken Insa: „Frauen im Alter in Bildern der Kunst. Eine Spurensuche nach Erscheinungsformen weiblicher Kompetenz im Alter“, in: *Zeitschrift für Gerontologie* 27/1994, S. 16-25.

12 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter*, 19. Aufl., Wien 1920 (Übersetzungen in acht Sprachen).

13 Ebd.

14 Simone de Beauvoir: *In den besten Jahren*, Hamburg 1961, S. 620-621.

15 Leopold Rosenmayr/Gerhard Majce/ Franz Kolland: Jahresringe – Altern gestalten, Wien 1996; Patricia Roux/ Pierre Gobet/ Alain Clémence/Francois Höpflinger: „Generationenbeziehungen und Altersbilder“, in: *NFP 32 Alter*, Frauenfeld 1996.

16 Leopold Bellak/Toksoz B. Karasu: *Geriatric Psychiatry*, New York 1976; Theodor Spörri: *Kompendium der Psychiatrie*, Basel 1970 (6. Aufl).

17 Sigmund Freud: „Die Disposition zur Zwangsneurose“, in: Sigmund Freud (Hrsg): *Zwang, Paranoia und Perversion*, Zürich 1913/1973, S. 115.

18 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter*, 19. Aufl., Wien 1920, S. 456.

19 Fooken Insa: „Frauen im Alter in Bildern der Kunst. Eine Spurensuche nach Erscheinungsformen weiblicher Kompetenz im Alter“, in: *Zeitschrift für Gerontologie* 27/1994.

20 Carl Gustav Jung: “The stages of life”, in: Herbert Reed/Michael S. Fordham/Gerhard Adler (Hrsg.): *Collected works*, 8, Princeton 1931/1960, S. 387-403.

21 Bernice L. Neugarten/David L. Gutmann: *Age – sex – roles and personality in middle age*, Chicago 1968.

22 David L. Gutmann: *Reclaimed power. Toward a new psychology of men and women in later life*, New York 1987.

23 Pasqualina Perrig-Chiello/Walter J. Perrig/Hannes B. Stähelin/Manette Ruch-Monachon: „Personality changes and gender differences in later life“. in: *Proceedings of the XIVth Biennial ISSBD Conference in Quebec*, Canada 1996.

24 Insa Fooken: „Biographische Faktoren des Alterslebens lediger und langjährig verwitweter Frauen“, in: Ursula Lehr/Hans Thomae (Hrsg.): *Formen seelischen Alterns*, Stuttgart 1987.

25 Ellen B. Ryan/Sheree-Kwong See: “Age-based beliefs about memory changes for self and others across adulthood”, in: *Journals of Gerontology* 48/1993, S. 199-201.

26 Pasqualina Perrig-Chiello: *Ressourcen des Wohlbefindens im Alter*, Weinheim 1997.

27 Ebd.

28 Walter J. Perrig/Pasqualina Perrig-Chiello/Hannes B. Stähelin: „Geistige Leistungen im Alter“, in: Ruth Meyer-Schweizer et al. (Hrsg): *Altern – Krisen und Chancen*, Bern 1996, S. 71-91.

29 Albert Bandura: “Regulation of cognitive processes through perceived self-efficacy”, in: *Developmental Psychology* 25/1989, S. 729-735.

30 Jochen Brandtstädter/Werner Greve: „Das Selbst im Alter, adaptive und protektive Mechanismen“, in: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 24/1992, S. 269-297.

31 Lucinda Orwoll/Marion Perlmutter: “The study of wise persons”, in: Robert J. Sternberg (Hrsg.): *Wisdom*, Cambridge 1990, S. 160-177; Gaby Reinmann-Rothmeier und Heinz Mandl: „Nachgefragt: Das Phänomen Weisheit und seine Entstehung“, in: *Forschungsbericht Nr. 52,* Ludwig-Maximilians-Universität München, München 1995.

32 Ebd.

33 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter*, 19. Aufl., Wien 1920, S. 242 u. 235.

34 Thomas T. Perls: “The oldest old”, in: *Scientific American* 1/1995, S. 51-55.

35 Ebd., S. 52.

36 Gisela Labouvie-Vief: *Psyche and eros: mind and gender in the life course*, New York 1994.

37 Bertrand Russell: *Eroberung des Glücks*, Darmstadt 1951, S. 184-186.

38 Fooken Insa: „Frauen im Alter in Bildern der Kunst. Eine Spurensuche nach Erscheinungsformen weiblicher Kompetenz im Alter“, in: *Zeitschrift für Gerontologie* 27/1994.

39 Rita Levi Montalcini: *Ich bin ein Baum mit vielen Ästen. Das Alter als Chance*, München 1999.

40 François Höpflinger: *Frauen im Alter – Alter der Frauen*, Zürich 1994.

41 Edith Nett: “A call for feminist correctives to research on elder”, in: *Resources for Feminist Research* 11/1982, S. 225-226.

42 Pasqualina Perrig-Chiello/Frédéric Darbellay: “La vieillesse est féminine – qui s’en soucie? La recherche en études genre

et en gérontologie entre autodéfinition disciplinaire et exigence interdisciplinaire", in: *Nouvelles Questions Féministes, Revue internationale francophone* 23/2004, S. 31-44.

Literatur

Allensbacher Archiv: *„Älter" ist noch nicht alt*, Institut für Demoskopie, Allensbach 1988.

Bandura, Albert: "Regulation of cognitive processes through perceived self-efficacy", in: *Developmental Psychology* 25/1989, S. 729-735.

Bellak, Leopold/Toksoz, Karasu: *Geriatric Psychiatry*, New York 1976.

Brandtstädter, Jochen/Greve, Werner: „Das Selbst im Alter, adaptive und protektive Mechanismen", in: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 24/1992, S. 269-297.

de Beauvoir, Simone: *In den besten Jahren*, Hamburg 1961.

Fooken, Insa: „Biographische Faktoren des Alterslebens lediger und langjährig verwitweter Frauen", in: Ursula Lehr/Hans Thomae (Hrsg.): *Formen seelischen Alterns*, Stuttgart 1987.

Fooken, Insa: „Frauen im Alter in Bildern der Kunst. Eine Spurensuche nach Erscheinungsformen weiblicher Kompetenz im Alter", in: *Zeitschrift für Gerontologie* 27/1994, S. 16-25.

Freud, Sigmund: „Die Disposition zur Zwangsneurose", in: Sigmund Freud (Hrsg.): *Zwang, Paranoia und Perversion*, Zürich 1973 (1913).

Goldsmith, Ronald E./Richard A. Heiens: "Subjective age: A test of five hypotheses", in: *The Gerontologist* 32/1992, S. 312-317.

Greer, Germaine: *Wechseljahre*, Düsseldorf 1991 (orig. 1989).

Gutmann, David L.: *Reclaimed power. Toward a new psychology of men and women in later life*, New York 1987.

Höpflinger, François: *Frauen im Alter – Alter der Frauen*, Zürich 1994.

Jung, Carl G.: "The stages of life", in: Herbert Reed/ Michael S. Fordham/ Gerhard Adler (Hrsg.): *Collected works*, 8, Princeton 1931/1960, S. 387-403.

Labouvie-Vief, Gisela: *Psyche and eros: mind and gender in the life course,* New York 1994.

Levi Montalcini, Rita: *Ich bin ein Baum mit vielen Ästen. Das Alter als Chance*, München 1999.

Nett, Edith: "A call for feminist correctives to research on elder", in: *Ressources for Feminist Research* 11/ 1982, S. 225-226.

Neugarten, Bernice L./Gutmann, David L.: *Age – sex – roles and personality in middle age*, Chicago 1968.

Orwoll, Lucinda/Perlmutter Marion: "The study of wise persons", in: Robert J. Sternberg (Hrsg.): *Wisdom*, Cambridge 1990, S. 160-177.

Perls, Thomas T.: "The oldest old", in: *Scientific American* 1/1995, S. 51-55.

Perrig-Chiello, Pasqualina: *Ressourcen des Wohlbefindens im Alter*, Weinheim 1997.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Darbellay, Frédéric: "La vieillesse est féminine – qui s'en soucie? La recherche en études genre et en gérontologie entre autodéfinition disciplinaire et exigence interdisciplinaire", in: *Nouvelles Questions Féministes, Revue internationale francophone* 23/2004, S. 31-44.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Höpflinger, François: *Zwischen den Generationen – Frauen und Männer im mittleren Lebensalter*, Zürich 2001.

Perrig Walter J./Perrig-Chiello, Pasqualina/Stähelin, Hannes B.: „Geistige Leistungen im Alter", in: Ruth Meyer-Schweizer et al. (Hrsg): *Altern – Krisen und Chancen*, Bern 1996, S. 71-91.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Stähelin, Hannes B.: „Frauen und Gesundheit im Alter. Objektive und subjektive Gesundheit und Gesundheitsverhalten pensionierter Arbeiterinnen und Angestellter", in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie und –psychiatrie* 9/1996, S. 195-205.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Perrig, Walter J./Stähelin, Hannes B./ Ruch-Monachon, Manette: „Personality changes and gender differences in later life", in: *Proceedings of the XIVth Biennial ISSBD Conference in Quebec,* Canada 1996.

Perrig-Chiello, Pasqualina/Perrig, Walter J./Stähelin, Hannes B./Krebs-Rubicek, Eva/ Ehrsam, Rolf: „Autonomie, Wohlbefinden und Gesundheit im Alter. Eine interdisziplinäre Altersstudie (IDA)", in: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 29/1996, S. 95-109.

Reinmann-Rothmeier, Gaby/Mandl, Heinz: „Nachgefragt: Das Phänomen Weisheit und seine Entstehung", in: *Forschungsbericht Nr. 52. Ludwig-Maximilians-Universität München 1995*.

Rosenmayr, Leopold/Majce, Gerhard/ Kolland, Franz: *Jahresringe – Altern gestalten*, Wien 1996.

Roux, Patricia/Gobet, Pierre/Clémence, Alain/Höpflinger, Francois: „Generationenbeziehungen und Altersbilder", *NFP 32 Alter*, Frauenfeld 1996.

Russell, Bertrand: *Eroberung des Glücks*, Darmstadt 1951.

Ryan, Ellen B./Sheree-Kwong See: "Age-based beliefs about memory changes for self and others across adulthood", in: *Journals of Gerontology* 48/1993, S. 199-201.

Seccombe Karen/ Ishii-Kuntz, Masako: "Perceptions of problems associated with aging", in: *The Gerontologist* 31/1991, S. 527-533.

Spörri Theodor: *Kompendium der Psychiatrie*, 6. Aufl., Basel 1970.

Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter*, Wien 1920 (19. Aufl).